

Plauderstübchen



Nr. 29

Wochenbeilage zum „Rheingauer Bürgerfreund“

1920

Ingeborg.

Roman von Fr. Schue.

2.

(Nachdruck verboten)

„Alle —“ sagte sie rasch. „Alle — ausgenommen die naiven, die Backfischrollen, die würden mir gar nicht liegen.“

„Und Helbenmütter und komische Alte natürlich auch nicht — wenigstens jetzt noch nicht —“ scherzte er, und sie lachten beide.

„Darf man sich nach dem Grunde Ihrer Heiterkeit erkundigen?“

Mit diesen Worten trat Hedi zu ihnen, der es gelungen war, Friedel Bauer „abzuwimmeln“, wie sie es bei sich nannte. Er wurde zu Zeiten unbequem, der gute Junge, und er wirkte beinahe lächerlich mit seiner Eifersucht auf den Gast. Das wollte sie ihm aber schon abgewöhnen!

„Ah, die Sonne geht auf,“ sagte Dietrich Steined galant, „wie wohl sie dem armen Sterblichen tut.“

Hedi lächelte geschmeichelt. Das war eine Sprache, die sie gern hörte. Dietrich Steined verstand die Menschen zu nehmen und mit jedem in der Weise zu sprechen, die er gerade hören wollte. Und Hedi war trotz ihrer zur Schau getragenen Kindlichkeit eine ganz gefährliche, kleine Kokette. Die Scherzreden zwischen ihr und dem jungen Offizier flogen nur so hin und her, während Ingeborg sich still verhielt — mit einem leisen Gefühl des Unbehagens. Es schmerzte sie fast, Hedi und Steined so vertraut miteinander zu sehen und wußte doch selbst nicht, warum!

Die Zeit zum Abendessen nahte. Amtsrat Bauers folgten der Aufforderung zum Bleiben gern — zu Hedis heimlichem Mißvergnügen, da sie sich von Friedel nicht gern beobachtet sehen wollte — zur heimlichen Freude Steineds, der dadurch mehr Gelegenheit gewann, sich auch Ingeborg zu widmen und nicht dem kleinen verwöhnten Persönchen allein!

Selbstverständlich führte er Hedi zu Tisch. Ingeborg mit Siegfried Bauer saß ihm gegenüber. Er war der aufmerksamste Tischherr, den sich Hedi nur wünschen konnte, und zeigte sich gegen sie von einer Galanterie und Besonnenheit, die den armen Friedel mit gelinder Verzweiflung erfüllte. Jeder Bissen würgte ihn im Halse; er war ganz rot geworden, und er wünschte den Leutnant dahin, wo der Pfeffer wächst! Wie konnte Hedi nur so kokett sein — sie kam dem jungen Offizier doch zu sehr entgegen, wie er wohl beobachtete. Inge-

borg sah, was in ihm vorging; er tat ihr leid, und sie bemühte sich, ihn so viel wie möglich von seinem Gegenüber abzulenken, was ihr aber nur teilweise gelang; er gab ihr die konfusesten Antworten und war dann mit seinen Entschuldigungen noch unglücklicher.

Mit heimlichen Amüsement bemerkte Steined das alles. Er schürte absichtlich die Eifersucht des jungen Mannes noch mehr; denn er kalkulierte ganz richtig, daß Friedel seiner Angebeteten nachher nicht von der Seite weichen würde und er insolgedessen sich mehr um Ingeborg kümmern könnte.

Der wirklich vorzüglichen Pflirsichbowle sprach man nach Tische wieder zu, und die Stimmung wurde sehr animiert.

Die Herren hatten den Tisch mit der Bowle vor die Verandentür gesetzt, und der Doktor disputierte eifrig mit dem Amtsrat und mit Steined über einige politische Fragen. Die jungen Mädchen scherzten und lachten; Ingeborg tute förmlich auf; so vergnügt war sie wohl noch nie gewesen.

„Mädel, man kennt dich ja kaum wieder!“ Gutmütig klopfte Doktor Boden ihre heißen Wangen — „ich hab' gar nicht gewußt, daß du so herzlich lachen kannst! Recht so — Fröhlichkeit hält frisch und gesund!“

Ihre Augen leuchteten und ihre Wangen glühten von dem ungewohnten Getränk. Steined konnte sich gar nicht satt an ihr sehen. Wie war sie schön, da sie aus sich herausging — einfach bezaubernd!

„Du könntest uns eigentlich etwas vortragen, Inge,“ bat da Frau Doktor Boden.

Dieser Bitte hastete nichts Sektsames an; denn oft hatte das junge Mädchen sie mit ihrem Vortrage erfreut oder ihr vorgelesen, wenn Hedi verreist oder ausgegangen war.

Inge errötete etwas. „Ich weiß nicht —“ sagte sie zögernd.

„Hier dich nicht lange, wo du so viel auswendig kannst“, drängte Hedi, vielleicht „Meine Ruh' ist hin“, oder „Der Kampf mit dem Drachen“, wobei ein ausdrucksvoller Blick zu Friedel flog, der allerlei Schlüsse daraus ziehen konnte.

Inge gab nach und trug die Goethesche Ballade „Der Fischer“ vor, und zwar in vollendeter Weise.

Ueberrascht lauschte Steined auf ihr wundervolles modulationsfähiges Organ, das tief und dunkel wie eine Glocke an sein Ohr schlug. Noch nie glaubte er eine so klangreiche Frauenstimme gehört zu haben. Bei der Unterhaltung waren ihm diese Vorzüge nicht so zum Bewußtsein gekommen als jetzt.

Und ihr Vortrag verriet ihm, wela' sehnendes Leben und wieviel Herzensfrühe in ihr sich barg! Wie

weich und lockend tömte ihre Stimme in den Worten der Meerfrau klingen, wie spiegelte ihr ausdrucksvolles Gesicht die leisesten Regungen ihrer Seele wider.

Und das alles aus sich selbst, ohne die geringste Anleitung und Lehre! Welch' großes Talent in ihr schlummerte! Ewig schade, wenn das verkümmern sollte!

Jetzt begriff er gar wohl ihren Lebensdrang und ihre Abneigung gegen den Beruf, den man ihr aufzwingen wollte. Dennoch enthielt er sich jedes Lobspruches; dieses Mädchen mußte anders genommen werden als die übrigen.

Hedi ließ sich jetzt auf dem Klavier hören, und er spendete ihr reichen Beifall. Dann aber näherte er sich Ingeborg. „Und bei so offensichtlicher Begabung ist man Ihnen hinderlich? Das begreife ich nicht,“ sagte er, „und Sie wünschen doch so sehr, Künstlerin zu werden?“

„Ja. Es ist mein einziger Gedanke bei Tag und Nacht.“

„Aber Schattenseiten hat gerade dieser Beruf mehr als jeder andere,“ warf er ein.

Sie machte eine abwehrende Handbewegung.

„Welcher Beruf hätte das wohl nicht. Denken Sie, daß es ein Vergnügen ist, so und so viele Hefte zu corrigieren — so und so viele Schulstunden zu absolvieren? Aber die Bühne bedeutet für mich das Leben.“

Ihre Augen leuchteten ihn förmlich an, und er sah darin das ganze Verlangen, die heiße Sehnsucht, die in ihr lebte.

„Dann zerreißen Sie doch die Fesseln, die Sie so sehr hindern und drücken — Sie haben doch das Recht der Selbstbestimmung —“ sagte er nachdrücklich.

„Nein — nein! ich kann es nicht,“ versetzte sie hastig und schüttelte den Kopf, wie um einen aufstauchenden Gedanken energisch von sich zu weisen.

Mit Entzücken studierte er jede Linie ihres schönen Gesichtes, dessen Farbe wunderbar zart, fast durchsichtig war. Die leuchtenden, langbewimperten Augen, das edle Profil, der feine, ausdrucksvolle Mund mit den tabellosen weißen Zähnen — er fand keinen Fehler an ihr — noch nie war ihm eine so vollendete Schönheit begegnet!

Er dachte bei sich, wie blendend Ingeborg Ellquith wohl in einem ihr zukommenden Rahmen wirken würde, der ihre Schönheit diskret unterstützte und hervorhob.

Und mit Bedauern erfüllte es ihn, daß seine Bekanntschaft mit ihr so kurz und vorübergehend sein sollte!

Ein Blick auf die Uhr zeigte Inge, daß es bald Zeit für sie war, zu gehen. „Um elf muß ich zu Hause sein! Das Mädchen wird mich gegen halb elf abholen.“

„Schade —“ sagte er.

„Auch mir tut es leid, aber ich muß pünktlich sein. Meine Mutter hat mir schon ausnahmsweise für heute längeren Urlaub gegeben.“

Unbefangen sah sie dabei zu ihm empor, wurde aber verwirrt, als sie seinem Blick begegnete, der forschend auf ihr ruhte.

„Darf ich Ihnen sagen, Fräulein Ellquith, wie sehr ich wünsche, daß dieses nicht unsere letzte Begegnung ist?“ sagte er leise.

„Es würde ein großer Zufall sein —“ erwiderte sie, ohne ihn anzusehen.

„Und wäre das so ausgeschlossen? — Vielleicht sehe ich Sie doch noch mal auf der Bühne und kann Sie dort als „Nora“ oder „Gretchen“ bewundern —“ scherzte er.

„Das ist wohl ausgeschlossen, Herr Baron!“

Sie stand auf und schritt auf das Rosenbeet zu, das vor der Veranda angelegt war. Tief atmete sie den

köstlichen Duft ein, indem sie die Rosenzweige zu sich herniederzog und ihr heißes Gesicht an die weichen samtigen Blumen legte. Wie war ihr nur?

Da war Steined auch schon wieder an ihrer Seite. Er hatte Hedi schnell einige Komplimente gesagt und sie gebeten, seinen Lieblingswalzer zu spielen, die „Donauwellen“, und die lockenden Klänge schlugen gleich danach an sein Ohr. Er wollte die Gelegenheit nützen, noch einia Minuten mit dem schönen Mädchen allein zu sein. Die älteren Herrschaften waren in ein eifriges Gespräch verwickelt, und Siegfried lehnte verzückt am Klavier, Hedi bewundernd.

Steined brach eine halbergeschlossene dunkelrote Rose. „Zum Andenken an den heutigen Abend, den ich nie vergessen werde,“ sagte er innig.

Ingeborg bebte, als seine Hand die ihre berührte. Etwas war in ihr erwacht, wovon sie sich keine Rechenschaft geben konnte. Ein weiches, wohliges Gefühl durchrieselte sie; sie hätte die Augen schließen und weiter so dahin träumen mögen. Sie befestigte die Rose an ihrem Kleide.

Langsam, fast unbewußt, ging sie tiefer in den Garten hinein, und er hielt sich dicht an ihrer Seite. Es war eine sternlose dunkle, schwüle Nacht.

„Nehmen Sie doch meinen Arm, bitte —“

Zögernd legte sie die Hand darauf, die er weiter durch seinen Arm zog, sie festhaltend.

Ein unsinniger Gedanke durchzuckte ihn plötzlich, als er sie so dicht neben sich fühlte. Du möchtest sie küssen! Wenn du sie jetzt küßtest!

Er sah ihr weißes Gesicht zu ihm leuchten, sah ihre Augen glänzen — sie berauschte ihn wie junger Wein.

„Fräulein Inge,“ sagte er da leise, hastig, „Inge, Sie sind wunderschön!“

Sie senkte tief den Kopf; das hatte ihr noch niemand gesagt! Sie war wie von einem Bann umfangen. Der Mann an ihrer Seite hatte es verstanden, daß ihre Seele sich ihm zuneigte und zagend das Glück seiner Gegenwart genoß.

Er blickte sich um; niemand achtete auf ihn.

Da legte er den Arm um ihre Taille und zog sie unwiderstehlich an sich. „Süße Inge —“ flüsterte er dabei. Und ehe sie wußte, wie ihr geschah, fühlte sie seinen Mund in heißem Kusse auf dem ihren.

Vor Entsetzen war sie einen Augenblick wie gelähmt. Dann hob sie die Hand, schlug ihn mitten ins Gesicht und eilte wie gejagt den Garten hinauf, bis ihr die Mauer Halt gebot, und dort brach sie schluchzend zusammen.

Was war ihr geschehen? was hatte er eigentlich von ihr gedacht, daß er ihr das zu bieten gewagt hatte? Sie war doch nicht die Erste, Beste!

Sie konnte das Geschehene kaum fassen, und unaufhaltsam flossen ihre Tränen.

Wurde sie da nicht gerufen? Lauschend hob sie den Kopf. Ja, es war Hedi, die näher kam und mit ihrer hellen Stimme „Inge — Inge —“ rief.

Sie trocknete ihre Tränen und zwang ihre Erregung nieder. „Ja, Hedi, hier bin ich —“

„Wo steckst du denn, du Träumerin? Ach hier — — Euer Mädchen ist da, dich zu holen. — Doch was ist dir?“

„Ich weiß nicht, Hedi — mir ist so eigen — — ich hab' auf einmal so viel Kopfschmerz,“ stammelte sie mit zuckenden Lippen.

Da lachte Hedi laut.

(Fortsetzung folgt.)

Arunduna. „Was, Herr Ober, 101 M. macht meine Rechnung für mein Nachtlois und Abendessen? Warum denn keine runde Summe?“ — „Selbstverständlich, mein Herr, wird es abgerundet. Also bitte 110 Mark!“

Contessa Dolandas seltsame Heirat.

Ein Roman aus der römischen Gesellschaft.

Von A. Boettcher.

24) (Nachdruck verboten.)

Sind es Fieberphantasien? Ist es ausbrechender Wahnsinn? ... Er weiß, daß die Vorfahren seiner Mutter, die einer vornehmen genuesischen Adelsfamilie angehörte, zum größten Teil ein überaus reizbares Nervensystem besaßen; weiß, daß sein Großvater im Irrenhause gestorben war und daß auch seine Mutter nach dem Tode ihres ersten Kindes von einem leichten Anfall der Geistesgestörtheit heimgesucht wurde, der jedoch durch die liebevolle Sorge ihres Gatten und vollständige Ruhe ohne nachhaltige Folgen vorüberging. Er weiß auch, daß sein eigener Arzt ihm wiederholt einschärfte, jedes Uebermaß an Gefühl mit aller Energie zurückzudrängen, da seine Sinne krankhaft geschärft seien, und eine große Enttäuschung, ja selbst ein übertrieben empfundenes Glück, ihm bei seiner zur Exaltation geneigten Natur verhängnisvoll werden könne.

Ist dieser Zeitpunkt gekommen? Bereitet sich die Katastrophe vor, die ihn den dunklen Nächten des Irrens in die Arme geführt? ...

Während der nächsten Woche verläßt er kaum seine Wohnung. Wie ein an Leib und Seele Gebrochener schleicht er von Zimmer zu Zimmer, Erlösung suchend aus dem Wirnis seiner Seele, aus dem immer dringender, immer gebieterischer jene unheimliche Stimme spricht:

„Räche Dich! Räche Dich!“

Auch heute sitzt er, den Kopf in die hohle Hand gestützt vor seinem Schreibtisch rund starrt mit fieberhaft glühenden Augen wie geistesabwesend vor sich hin. Da überreicht ihm sein Kammerdiener auf silberner Platte einen Brief.

Wie mechanisch greifen seine Finger nach dem großen weichenblauen Kuvert, dessen Adresse auffallend kräftige, elegant hingeworfene Schriftzüge trägt.

„Die gute Herzogin!“ murmelt er mit einem Anflug von Mühseligkeit. „Gewiß wundert sie sich, daß ich völlig unsichtbar geworden bin.“

Er öffnet das Kuvert und überfliegt die Zeilen:

„Lieber Freund! Wollen Sie mich heute abend ins Theater Costanzio begleiten? Eine Premiere findet statt. Ich erwarte Sie bereits um sieben Uhr zum Diner. Ich habe Sie seit über acht Tagen nicht zu Gesicht bekommen. Waren Sie krank?“

Mit Gruß Silvia Ludovisi.“

Unschlüssig dreht er den mit der Herzogskrone verzierten Briefbogen hin und her.

Soll er der Einladung folgen? Sich den neugierigen Blicken der Menge aussetzen? ... Oder soll er zuhause bleiben und sich weiter in das Netz seiner unheimlichen Gedanken spinnen? Und durch sein plötzliches Zurückziehen von der Gesellschaft den bösen Zungen erst recht Stoff zu allerhand böshafter Kombinationen geben? ...

Da erwacht für einen Augenblick wieder der frühere Etol, in ihm. Hastig springt er empor.

„Ja, er will gehen! All den Leuten — vor allem ihr, der erbärmlichen Koletten — will er zeigen, daß er noch der frühere lebensfrohe Mensch ist, daß die Falschheit eines schönen Weibes nicht vermochte, aus ihm einen Schwächling zu machen.“

Gegen halb sieben Uhr verläßt er in elegantem Smoking, diesmal eine brennendrote Granatblüte im Knopfloch, seine Gemächer und steigt hochgehobenen Hauptes die Treppe hinab, zu seinem unten harrenden Automobil.

Erstaunt blickt ihm die Dienerschaft nach. Man hatte stillschweigend angenommen, der Herr Graf sei leidend und hüte deshalb das Zimmer; nur der Kammerdiener Pietro hatte ihn während der letzten acht Tage zu Gesicht bekommen. Die Veränderung, die im Außern ihres Herrn vor sich gegangen, frappt sie

derart, daß sie nicht umhin können, sich allerhand Vermutungen zuzutuscheln.

Als Alessandro im Palazzo Ludovisi den ganz in Mattilia gehaltenen Empfangsalon betritt, kommt die Herzogin ihm bereits mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Wie lieb, daß Sie meiner Aufforderung Folge leisten. Ich habe Sie die ganze Zeit daher recht vermisst.“

Sie bricht plötzlich ab. Aengstlich forschend ruht ihr dunkler Blick auf seinen fahlen Zügen. Dann faßt sie seine beiden Hände mit festem Druck.

„Sie leiden, lieber Freund!“

Er schüttelt den Kopf, ohne sie anzusehen.

„Nichts ... Was ist sonst geschehen?“

„Nichts. Wirklich nichts. Vielleicht wirkt der Schirotto draußen auf mich ein — Sie wissen, ich konnte ihn nie recht vertragen.“

Doch sie läßt sich nicht irre führen.

„Keine banalen Redensarten, mein Freund! Es wäre unser beider unwürdig. Sie sehen aus, wie ein Mensch, dessen Leben ruiniert ist. Warum versuchen Sie sich mir gegenüber zu verstellen?“ fährt sie mit leisem Vorwurf fort, als er sich unmutig abwendet. „Ich ahne ohnehin alles, was Sie verschweigen wollen. Sie sind acht Tage unsichtbar für jedermann, und die Contessa Millesiore lächelt vielsagend, sobald man Vermutungen über ihr Fernbleiben austauscht.“

Sein Blick, der am Boden haftete, richtet sich durchdringend auf das dämonisch schöne Frauenantlitz vor ihm.

(Fortf. folgt.)

Bekehrte Bolschewisten.

Der Berichterstatter der „Chicago Tribune“, John Clayton war von seinem Blatt nach Sowjet-Rußland gesandt worden und veröffentlicht in diesem Blatte seine Eindrücke. Er hat, so schreibt er, Rußland als begeisterter Bolschewist betreten und hat es als überzeugter Amerikaner wieder verlassen, der für die Demokratie eintritt und die kommunistischen Doktrinen schärfstens verurteilt. Er hatte Gelegenheit, Rußland eingehender zu erforschen, als irgend ein anderer Berichterstatter im letzten Jahr. Er sagt: Der Bolschewismus hat in Rußland verfaßt. Nach zweieinhalb Jahren außerordentlicher Kraftanstrengungen und die Welt verblüffender militärischer Erfolge wankt das bolschewistische Kartenhaus vor dem Atem der großen Masse des russischen Volkes. Aus dem gesamten Reich erhebt sich nur eine Stimme des Hasses, der Rebellion, eine die Gewalttat der Masse verheißende Stimme, vor der selbst die Mutigen unter den Regierenden in Rußland Furcht empfinden. Die Zeit ist vorbei, in der die Stimme des Proletes durch Schreckenstaten erstickt werden konnte. Der schlafende Riese Rußland ist am Erwachen. Er wird den Schlaf von sich rütteln und ans Werk gehen. Er schaut aufwärts und vorwärts zum neuen Tag der Demokratie. Er ist ein Riese, der geführt werden muß, bis er allein gehen kann, aber er läßt sich nicht durch Tyrannen treiben.

Der Berichterstatter hatte in Petersburg eine Unterhaltung mit der als Anarchistin aus Amerika ausgewiesenen Emma Goldmann, die erklärte, sie habe vom bolschewistischen Rußland genug und sagte: „Wir wußten ja stets, daß die marxistische Theorie unmöglich und ein Erzeuger der Tyrannei ist. Wir verschlossen, in der Hoffnung, daß aus dieser Tyrannei doch noch etwas gemacht werden könnte, unsere Augen vor ihren Fehlern. In den vier Monaten, die ich hier verbrachte, habe ich erkannt, daß nichts Gesundes daran ist. Statt Sozialismus oder statt Kapitalismus — man nenne es wie man will — haben sie aus Rußland das gemacht, was sie aus jedem Land machen werden, sie haben dem Menschen das bisherige Freiheit genommen, das er unter dem individuellen Kapitalismus besaß und ihn den Launen eines Bürokratismus ausgeliefert, der seine Tyrannei damit entschuldigt, daß alles, was er verbringt, für das Wohl der Arbeiter geschehe. Jede Art der Regierung ist schlecht, aber bei der Wahl zwischen dem Staatskapitalismus und dem individuellen Kapitalismus ziehe ich den letzteren vor.“ Emma Goldmann ist zu der Ueberzeugung gelangt,

Das das beste Mittel gegen den Bolschewismus eine Reise durch das bolschewistische Rußland ist.

John Clayton und Emma Goldmann bestätigen nur, was Lenin selbst am 17. Mai auf einem bolschewistischen Arbeiterkongreß zugegeben hat, als er erklärte: „Das Land ist zerstört, das Elend, die Kälte, der Hunger und die allgemeine Desorganisation haben einen solchen Grad erreicht, daß es nicht so weitergehen kann.“

Wir schlagen der Reichsregierung vor, schichtweise die 80 U.S.P.-Männer des Reichstages auf Staatskosten durch Sowjetrußland reisen zu lassen. Vielleicht wird sich die Ausgabe doch lohnen. Sicher ist es freilich nicht; denn die deutschen Fanatiker der marxistischen Ideologie haben in ihrer dogmatischen Verbobtheit auch den letzten Rest von Wirklichkeitsinn und nüchternem Menschenverstand verloren, den sich ihre amerikanischen Gesinnungsgenossen doch noch bewahrt haben.

Sokales und Allgemeines.

Farbenänderung der Freimarken. Infolge der neuen Gebührensätze ist der Bedarf an den bisher zweifarbig gedruckten Marken zu 30, 40 und 50 Pfg. so gestiegen, daß die Reichsdruckerei diesen erhöhten Bedarf mit den vorhandenen Zweifarben-Druck-Maschinen nicht bewältigen kann. Neue Maschinen sind unter den heutigen Verhältnissen erst mit langen Lieferungsfristen zu erhalten. Die Herstellung der Marken nach den aus dem Wettbewerb gewonnenen Bildern ist infolge Überlastung der Reichsdruckerei und anderer unvermeidlicher Umstände leider noch nicht soweit vorgeschritten, daß die am meisten gebrauchten Marken schon jetzt durch die Neuausgabe ersetzt werden können. Die Reichsdruckerei ist deshalb gezwungen, sämtliche Pfennigwerte der Germania-Marken einfarbig neu aufzulegen. Bei dieser Gelegenheit sollen gleichzeitig die neuen Gegenwerte des Weltpostverkehrsfrüher 5, 10 und 20 Pfg., die infolge der Valutaverhältnisse auf 20, 40 und 80 Pfg. erhöht werden mußten, in den durch die Ausführungsbestimmungen zum Weltpostvertrag festgesetzten Farben (grün, rot und blau) gedruckt werden. Es hat sich daher nicht vermeiden lassen, Marken ähnlicher Werte der beiden Ausgaben in den gleichen Farben herzustellen. Um Verwechslungen einzuschränken, sollen die Marken der neuen Art möglichst nicht eher ausgegeben werden, als bis mit den alten Beständen geräumt ist. Es empfiehlt sich daher zur Zeit, sich nicht mit großen Beständen einzudecken.

Porzellangeld. Die Versuche der Porzellanmanufaktur Meissen zur Herstellung von Porzellangeld als Ersatz für das papierene Wechselgeld, das zur Behebung des Mangels an Kleingeld und von Gemeinden und Bahnunternehmungen ausgegeben wird, haben gute Erfolge gezeigt. Das erste Porzellangeld ist bereits fertiggestellt. Die für das Deutsche Reich bestimmten Geldstücke — 5 Mark bis 10 Pfennig — sind rund, die Vorderseite zeigt einen quadratischen Rahmen mit der Schrift „Deutsches Reich“ und der Wertziffer. Auf der Rückseite des Fünfmarkstückes sehen wir im flachsten Relief ein Elternpaar, das segnend seine Hände über ein Kind breitet; auf dem Dreimarkstück ein Kind, das seine Hände stehend zu den Sternen emporstreckt, auf dem Zweimarkstück einen Mann, der in einem Schifflein Getreide überfährt. Die Mark zeigt einen Eichenstumpf, der neue Triebe treibt; das Fünfzig-Pfennig-Stück eine stilisierte Doppelgarbe. Auch eine besondere Münze für die Stadt Meissen hat die Porzellanmanufaktur hergestellt. Fest bestellt hat Porzellangeld die Hochbahn Hamburg, und zwar Zwanzig-Pfennig-Stücke. Von diesen Münzen der Hamburger Hochbahn kommen zunächst 300 000 Stück in den Verkehr. Auch von anderen deutschen Städten sind bereits Bestellungen auf Porzellangeld bei der Meissener Porzellan-Manufaktur eingegangen, so daß binnen kurzer Zeit zahlreiches Porzellangeld an Stelle des papiernen Wechselgeldes im Verkehr erscheinen wird.

Verantwortlich: Alexander Etienne, Destrach.

Trauerbriefe — Trauerkarten

liefert schnellstens

„Rheingauer Bürgerfreund“.

Amtliche Börsenkurse

mitgeteilt von der Landesbankstelle Eitville
(Ohne Gewähr.) 1920

	14./7.	15./7.
5 Reichsanleihe 1.-9.	79.50	79.50
4 " "	70.50	70.—
3 1/2 " "	62.—	61.75
3 " "	60.25	60.—
5 II. Reichsschatzanw.	98.50	98.70
5 III. " "	97.75	97.75
4 1/2 IV. u. V. " "	—	81.50
4 1/2 VI.-IX. " "	74.30	74.30
4 Preuss. Consols	68.75	68.—
3 1/2 " "	60.10	60.90
3 " "	55.40	55.25
4 Badische Anleihe	80.—	81.—
4 Bayer. Anleihe	—	—
4 Hess. Staatsanleihe	83.20	83.20
4 Oesterr. Goldrente	40.25	39.90
4 Ungar. " "	58.—	58.50
4 Rheinprov. Anleihe	101.—	101.—
4 Hess. Lds.-Hyp.-Bk. Pfdbr.	100.20	100.75
4 Land.-Cred.-Kasse Cassel	99.75	99.75
4 Landesbank Obl.	101.—	100.—
3 3/4 " " F-L	94.—	94.—
3 1/2 " " M-Q	93.—	93.—
3 1/2 " " R-T	91.—	90.—
3 " "	89.—	89.—
3 " "	82.—	82.—
4 Westf. Prov.-Anl.	—	—
4 Frankf. Hyp.-Bk. Pfdbr.	100.75	101.25
3 1/2 " " -Cred.-Ver. Pfdbr.	89.—	89.—
4 " " -Cred.-Ver. Pfdbr.	99.50	99.75
4 Hamburg. Hyp.-Bk. Pfdbr.	97.25	97.50
4 Meining. " "	98.60	98.50
4 Preuss. Centr. Bod.	98.—	98.—
4 Rhein.-Westf. Bod.-Credit Pfdbr.	98.50	98.50
4 Westf. Bod.-Cred.-Anst.	98.50	98.50
4 Rhein. Hyp.-Bk. Pfdbr.	100.10	100.—
4 Kölner Stadtanleihe	—	—
4 Frankf. " "	109.—	109.—
4 Mainzer " "	—	—
4 Trierer " "	—	—
4 Wiesbad. " "	99.—	99.—
Berl. Hand. Ges. Aktien	—	218.—
Deutsche Bank " "	260.25	260.50
Disconto-Ges. " "	197 1/2	199.—
Dresdner Bank " "	163.50	168.50
Mitteld. Cred.-Bk. " "	141.50	142.—
Nationalbk. f. Dt. " "	150.—	150.—
Reichsbank Anteile	—	148.50
Chem. Bad. Anilin Aktien	443.—	449.50
Chem. Dt. Gold- u. Silb.-Scheideanst.	504.50	502.—
Chem. Griesheim	293.50	295.—
Chem. Höchst	346.—	352.—
Elektr. A. E. G.	295.25	294.50
" Bergmann	222.50	220.50
" Schuekert	175.—	188.50
Masch. Adler Kleyer	215.—	222.50
" Daimler	213.—	215.—
" Esslinger	—	217.—
Bergw. Bochumer	320.50	321.50
" Buderus	275.—	290.25
" Dt. Luxemburger	288.50	290.—
" Gelsenkirchener	301.50	305.—
" Harpener	320.—	326.—
" Mannesmann	385.—	381.—
" Oberschl. Caro	—	264.50
" Oberbedarf	219.50	219.50
" Phoenix	422.—	—
" Rombacher	—	—

Amtliche Devisenkurse

	14./7.	15./7.
	Geld	Geld
Antwerpen-Brüssel	346.—	344 1/2
Holland	1367.—	1373 1/2
Dänemark	651 1/4	656 1/4
Schweden	851 1/2	859.—
New-York	38.60	38.90
Schweiz	690.75	691.75
London	152.—	151.—
Wien	—	—
Paris	322 1/2	322.—
Italien	232.—	230 1/2